

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

6.7.1919 (No. 27)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 27

Karlsruhe, Sonntag, 6. Juli

1919

Inhalt: Um Mittag. Von Hermine Ziegler. — Heldentum, Schicksal und Frieden. Zu Romain Rollands „Michelangelo“. Von Dr. Franz Schnabel. — Willingen. Von Otto Weiner, Rühlheim. — Schwefelstein. Dem Leben abgedruckt von Alban Breitsgauer, Karlsruhe.

Um Mittag.

Sieh wie das Wiesenrund sich uns entgegenbreitet
Und flimmernd teilt den dunklen Waldesbogen,
Zwei Schritte noch und aus dem kühlen Dickicht tauchen
Wir wohlgeschauernd in die Sonnenwogen.
Kein Vogelsang und keines Echos Ruf.
Die Sommerwölkchen ziehen schleppend ihre Kreise
hoch um die Felsen, die das Schweigen hüten,
Der Bienen Flug nur tönt wie Orgelbrausen
Aus Thymian und wilden Nelkenblüten
Und lullt uns ein in sanfte Schläfrigkeit.
Fernab die Zeit. Der Tage heißestes Beginnen.
In engen Tälern liegt die Welt verschwiegen,
Und keines Schattens Spur reicht bis zur goldnen Höhe,
Ruf der die Falter unsrer Freiheit wiegen.

Hermine Ziegler.

Heldentum, Schicksal und Frieden.

Zu Romain Rollands „Michelangelo“.
Von Dr. Franz Schnabel.

„Ich hasse den feigen Idealismus, der die Augen weg wendet von den Trübsaligkeiten des Lebens und den Schwächen der Seele. Man muß einem Volk, das zu leicht dem Rauber hochtönender Worte erliegt, zurufen: Die heldische Lüge ist eine Feigheit. Es gibt nur ein Heldentum auf der Welt: die Welt zu leben, wie sie ist —, und sie zu lieben.“

Romain Rolland.

Nachdenklicher als jemals stimmen uns im gegenwärtigen Augenblick diese Worte des großen Vorkämpfers einer neuen Menschheit. Das Kriegsdurchtöbte Europa hat ihn und seine Gedanken fünf Jahre hindurch auf allen Fronten und in allen Lagern verfolgt und verachtet, und die Herrschenden seines Vaterlandes, die jetzt der Sieg emporgetragen und gekrönt hat, haben ihn nun noch einmal durch die Tat von sich gestoßen und seine Ideale der Völkerzukunft mit Füßen getreten. Aber trotzdem: was nützt es, nun, da das Friedensinstrument von Versailles den Friedensgedanken der Welt vernichtet hat, aus dem Dunkel der Gegenwart zu dem Helldenker jüngstvergangener Tage zu flüchten und, wenigstens in der Heimlichkeit des Gemütes, die Kriegsdrummeten nochmals erklingen zu lassen? Wer freilich hoffte, weltgestaltende Ideen könnten sich im ersten Ansturm verwirklichen — und ohne daß auch hier vor die Götter den Schweiß und das Blut geseht! —, der mag jetzt wohl irre werden an aller Zukunft; und wer nicht daran glauben wollte, daß Wahn und Enttäuschung doch schließlich zur Läuterung und zur Erkenntnis und zum endlichen, späten Siege vorbereiten und führen müssen, der mochte am Tage, als die Entscheidung zugunsten der Gewalt sprach, den grandiosen Völkeruntergang empfehlen, von dem die Historien Karthago oder der Goten bellawieren. Die großen Mäuler und Propheten aber, die den Gedanken der Menschenverbrüderung erdacht und gepredigt haben, sind nie so kleingläubig gewesen und haben immer die Widerstände der stumpfen Welt in Rechnung gesetzt; denn auch der edelste Denker des alten, geistigen Deutschland, auch Immanuel Kant hat, als er als erster die Idee „vom ewigen Frieden“ innerlich erfaßt und die Möglichkeiten ihrer Durchführung geprüft hat, niemals mit dem Erfolg des Augenblicks gerechnet, und so war auch Romain Rolland darauf gefaßt und wußte bestimmt, daß noch mehr denn eine Katastrophe über ganze Völker und Erdteile hereinbrechen werde, ehe der blutige Göhendienst

vor dem Altare der Macht sein Ende gefunden. Rolland ist ein zu großer Künstler und ein zu feiner Geist, als daß er unempfindlich wäre für die tiefe Tragik, die allem Weltgeschehen zugrunde liegt und ohne die nichts Großes und Neues entstehen kann. Die tönenden Worte, die der pathetische Philister immer bereit hat, läuschen ihn nicht darüber hinweg, daß jeder Sieg und alle Größe und jegliches Resultat aus dunklem Untergrund, aus Not und Leid entsprungen und geboren ist. Denn auch dem düstersten Schicksal verleiht der große Zusammenhang des Geschehens Sinn und Zweck, und selbst die dunkelste Stunde ist notwendig und darum gut! Amor fati — Ehrfurcht vor dem Unbekannten, das durch das Weltgeschehen hindurchgeht, und Dank auch da, wo es hart und bitter zu treffen scheint: das ist der Grundgedanke jeglicher Religion. Es ist der Glaube, der den einzelnen wie ganze Völker aus tiefster Not erhebt und vom Tode der Verzweiflung zum wahren Heldentum hinführt.

Dies ist der Begriff des Helden bei Romain Rolland. Als er sein Weltbild entwarf und seine Bücher schrieb, konnte er noch nicht wissen, wie sich das Los des Krieges entscheiden werde; aber heute möchte man glauben, als ob seine Werke gerade für uns geschrieben seien: für uns, die wir auf dem Wege zur neuen Menschheit als erstes Opfer zur Strecke gebracht, nun keine Wahl mehr haben, als dieser neuen Welt die Gasse zu bereiten. Heldentum ist — auch in den Augen dieses Pazifisten! — Kampf und Untergang, ist Untergang und Sieg zugleich, todüberwindender Glaube! Solch einen Helden hat Rolland in Beethoven gesehen, dessen erschütternde Lebensstragik Befreiung fand in den rauschenden und jubelnden Symphonien der Liebe, der Freude und des heroischen Sieges. Und das Urbild, sozusagen die platonische Idee des Helden, zeigte sich Rolland vor allem in der Gestalt des Michelangelo, den die Traurigkeit des Lebens zerrieb und dem die Erlösung in schlackenfreier, von Erdschwere befreite Gestalt der Kunst nur nach unsäglich harten Kämpfen gelang. Das Buch, das Rolland über Michelangelo geschrieben, ist darum wie jenes über Beethoven keine eigentliche Biographie, die alle Winkel und Einzelheiten des großen Themas mit immer gleicher Liebe erforscht hätte, keine wissenschaftliche Lebensbeschreibung, wie sie Hermann Grimm und Henry Thode früher über Michelangelo geboten haben. Der Gegenwartswert dieses heldischen Beispiels, so wie Rolland ihn auffaßt, die aktive Wirksamkeit, die er von solchem Vorbilde für die Erziehung des neuen Menschengeschlechtes erwartet, hat ihn zu diesem Buche geführt, und so hat es seinen Sinn, wenn nun ein deutscher literarischer Vorkämpfer dieser Zukunftsgedanken, Wilhelm Herzog, dem wir Deutschen schon eine vorzügliche Biographie unseres Meisters verdanken, nun gerade jetzt eine Uebersetzung des Michelangelo-Buches vorlegt (Frankfurt 1919, Rütten & Löning).

Wahrhaftig — dieser Held schreitet nicht leichtsin wie ein dionysischer Tänzer über die Abgründe des Lebens hinweg; vor dem Leidenswege des Genies verstummen die heroischen Gesten, mit denen eine blendende Legende das Heldenhafte in der Geschichte umwoben hat, verblasen die überlieferten Bilder vom Helden, die das kanonisierte Griechentum von Plutarch bis Amyot entworfen hat, schweigt selbst der ehrliche Idealismus, mit dem Carlyle die Heldenverehrung empfahlen! Mit unerbittlicher Wahrheitsliebe führt Rolland durch die verschlungenen Pfade dieses Lebens, läßt uns die nie unterbrochene Kette der Mühe, der Enttäuschungen und der Bitternisse entlang gehen und führt in die fröstelnde Einsamkeit eines ewig unbefriedigten, ewig verkannten und vergeblich ringenden Geistes. In vollendeten Bildern wird der zwischen Kraft und Verzweiflung sich bewegende Kampf dieses Daseins vorgeführt — ein endloser Kampf, den nur das Genie durchfechten und überwinden konnte! Aus Michelangelos Gestalten redet diese Verbitterung über vernichtete Hoffnungen und verlorene Tage, denn in tiefster Seele hat er selber den Untergang der schönheitsjünglichen und genussfrohen Renaissance erlebt und in sich vorbereitet. Schon Ghibellino hat in jener Szene zwischen Michelangelo und Vittoria Colonna — die Ferdinand Gregoris Regiekunst vor Jahren in Wien so trefflich auf der Bühne zur Darstellung gebracht hat — den Verzicht dieser von allen Leidenschaften und Begierden zurückgekommenen Menschen feinsüßend geschildert: er hat die Katastrophe der Renaissance nachempfinden lassen, die 1527 hereinbrach, als die kaiserlichen Landsknechte die ewige Stadt plünderten und die Menschen, müde des Kampfes und des Genusses, in schweigender Resignation dem Frieden des Abends sich neigten. Rolland hat diesen Verzicht, wie er durch Liebe und Glaube der Voll-

endung entgegenreißt, in prächtigen Kapiteln geschildert und aus allen Prüfungen und Versuchungen schließlich den Selben und Ueberwinder erstehen lassen. Das Jahrhundert, das mit jugendlichem Sturm und zukunftstroher Zuversicht begonnen hatte, mündet in eine gedämpfte und dennoch gottergebene Einsicht in das Nichts. Mit unerbittlicher Folgerichtigkeit läßt Kolland die Seele dieses Kämpfers durch alle Stufen der Weltverneinung hindurchschreiten, und ich wüßte daneben nur noch Bohnets Grabrede auf Henriette von England zu nennen, wo mit gleich unverföhnlicher Strenge die christliche Melancholie verkündet wird. Aber während der Kanzelredner der römischen Kirche nach einem unvergleichlichen Crescendo der Zerfetzung alles Irdischen zuletzt die Verführung in den Harmonien des Himmels findet und nach dem „vanitas vanitatum“ des Predigers doch wieder die Schatten des Todes sich zerstreuen sieht, findet die diesseits gewandte Frömmigkeit des modernen Menschen trotz aller Enttäuschungen und aller Schmerzen dennoch den Mut zur Bejahung der Wahrheit und der Freude.

Nicht jeder wird die Kraft haben zu diesem Ja, und vielen wird die Lust dazu vergangen sein. Aber Kolland findet hier das Kennzeichen des wahren Helden, und es mag in der Tat vielleicht der einzige Weg sein, der uns noch bleibt. „Ich behaupte nicht“, sagt er, „daß der Durchschnitt der Menschen auf solcher Höhe leben könnte; einen Tag im Jahre aber sollten sie hinauf wallfahrten.“ Auch diese Pilgerreise wird vielen von uns voll schwerer Ueberwindungen sein, und die Leichtigkeit, mit der Kolland sogar im jetzigen Zusammenbruch aller sittlichen Gesetze den Glauben an die Zukunft verkündet, mag romanisches Erbteil des Künstlers sein; denn in seinem neuesten Romane „Cosas Brugnon“, der soeben auf dem Wege über die Schweiz bekannt wird, hat er den Sieg des gallischen Wises über die Tücke des Schicksals verherrlicht. Und trotzdem! Zwar haben wir in den Zerstörungen dieser Jahre und in den letzten, größten Enttäuschungen sozusagen die Anschuld des Geistes für immer verloren und haben gleich dem Jüngling von Sais den Vorhang gelüftet, den eine alte und doch so trügerische Kultur um die nackte, tierische Urgestalt der Menschen gehängt hat; das Schicksal hat uns zu Wissenden gemacht wie kaum jemals ein anderes Geschlecht zuvor. Und Wissen ist Verachtung, ist Ekel und Abkehr. Da aber predigt die Lehre Kollands vom neuen Helden, der auch das finstere Schicksal liebt und ehrt und an seiner Notwendigkeit sich emporrafft. Das Leben dieses Helden ist Wissen und Enttäuschung bis zum letzten, bitteren Ende, und es ist doch auch zugleich nicht Selbstmord und Untergang, sondern ein ewiges Ringen und ein endlicher Sieg. Die alten Völker pflegten nach Zeiten der Niederlage sich aufzurichten an Stimmungen, denen die Partei Déroulades die klassische Prägung gegeben hat mit dem Schlußsatz: Quand même! Heute und immer bleibt dieser Weg verschlossen, und die Zukunft der Menschheit weitet den heldischen Geist nach anderen, höheren Zielen hin. Noch ist die Verzweiflung nicht gebannt und noch hat Michelangelo das entsetzliche Fiasko der Vernunft nicht verwunden, aber der Lebenswille ist rege und ein neues „Trotzdem“ häumt sich gegen das Schicksal und mahnt im Sinne des Goethe'schen „Symbolum“:

„Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen in Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir helfen euch hoffen!“

Villingen.

Von Otto Weiner, Ruckheim.

Die Nachkommen eines edlen Alemannengeschlechts, die Jähringer Grafen vom Breisgau, zählten zu ihren reichen Gütern auch die fruchtbare Hochebene, in deren Mitte die Stadt Villingen sich erhebt. Dr. Joh. Bapt. Stedlin schreibt um 1690: „Villingen liegt sonnst in einem Landt, da außer Thanzapfen, Schleben und Hagenbüßen, wenig Obst wächst, aber gutes Korn.“ Außerhalb der Stadt liegen mehrere Anhöhen. Längs dem Abhänge der östlich gelegenen erstreckte sich der ehemalige Flecken Villingen. Das Nordende hiervon bildete Nordstetten. Dieses wird schon 764 in einer St. Galler Urkunde erwähnt; Villingen kommt erstmals in einer Urkunde Kaiser Ludwigs des Frommen vom Jahr 817 vor. Ende des 10. Jahrhunderts gehörte Villingen einem Grafen Bertold. Die Vornamen Bertold und Adalbert erbten sich in der Grafenfamilie von Geschlecht zu Geschlecht fort. Bertold wurde oft in Birchtulo, Berchtold oder in den Rosenamen Bezelin umgewandelt. 991 wurde dem Grafen Birchtulo oder Bertold vom Breisgau das Grafenamt im Thurgau übertragen. Er begleitete Kaiser Otto III. nach Italien und erhielt in Rom von diesem 999 für den ihm gehörenden Ort Villingen Markt-, Zoll- und Münzrecht. Unter Bertold III. soll Villingen im Jahr 1119 zur Stadt erhoben worden sein. 1218 starb Bertold V. kinderlos. Anwartschaft auf Villingen hatte nun seine Schwester Agnes, die mit Eginno dem Bärtingen, Grafen von Urach, vermählt war. Kaiser Friedrich II. wollte die Stadt als Reichslehen an sich ziehen, weshalb es zum Kampfe kam, der schließlich mit einem Vergleich endete. Eginno erhielt vorläufig den Besitz Villingens zugesichert. 1236 kam

dann die Stadt an Heinrich, den Enkel Eginno's und Stammvater des Fürstenbergischen Hauses. Graf Heinrich erbaute das Münster und erhielt die Stadt von Kaiser Rudolf als Erblehen. Nach seinem Tode ward sein Sohn Egon der Stadt ein milder Herr und Wohlthäter. Als er 1324 starb, gerieten seine Söhne Hans und Götz (Gottfried) bald mit ihren Vettern wegen des Besitzes von Villingen in verdrüßliche Händel, die schließlich ihr Vetter Gebhard, Pfarrer in Villingen und Domherr zu Konstanz, dahin schlichtete, daß sich die Stadt um 41 000 Pfund Heller von den Fürstenbergischen Ansprüchen loskaufte. Um diese Summe aufzubringen, begab sich Villingen freiwillig in den Schutz Oesterreichs und huldigte nach erhaltener Zusicherung der Unverletzlichkeit der ihr durch Urkunden vom Jahre 1278 und 1324 verbürgten Rechte und Freiheiten Mitte Juni 1326 dem Herzog Albrecht das erste Mal. Kaiser Ludwig der Bayer befehlete hierauf die Herzöge Otto und Albrecht mit Villingen, und es blieb von da an Jahrhunderte lang bei Oesterreich. Kaiser Sigismund machte zwar den Versuch, die Stadt zur unmittelbaren Reichsstadt zu erheben, allein Villingen blieb dem Herzog von Tirol, Friedrich, den der Kaiser in die Acht und aller seiner Güter und Herrschaften verlustig erklärt hatte, treu. Auch im Bauernkrieg bewährte sich die Anhänglichkeit der Stadt an das Haus Oesterreich. Im Dreißigjährigen Kriege sollte die Stadt die Feuer- und Wasserprobe bestehen. Villingen und Konstanz waren damals die einzigen unerobereten Orte der Gegend.

Vor dem Herbst 1632 hatte Villingen keine ständige Besatzung, nur in Kriegsfällen mußten sich die Bürger und die Bauern der umliegenden Orte für die Stadt zur Wehr stellen. Es waren 1632 188 Doppelsöldner oder Pikener (sie erhielten doppelten Sold und trugen Harnische und Piccolhauben), 478 Musketiere und 40 „Mann bei den Stücken“. In der Stadt stellten Leute: die Wirtszunft, die Metzgerzunft, die Bäckerzunft, die Schusterzunft, die Gerberzunft, die Schmiedezunft, die Krämerzunft, die Weberzunft und die Baulenzunft. An Geschütz besaß die Stadt um jene Zeit: 2 Schlangen, 1 Quartierschlange, 2 Schlinglein, 3 Falken, 2 Falkaune, 4 Falkonette, 8 Scharfkeulenlein, 15 eiserne und messingene Stücke, 2 Feldstücke, 56 Doppelhaken, 3 Hagelstücke und 8 Feuerböller.

Unter der Besatzung zeichnete sich vor allem aus der ritterliche Hans Bernher Mescher von Villingen, Obristlieutenant des Erzherzogs Leopold, Ritter des goldenen Sporns und Burgoogt von Breisach. Er hielt unter der Mannschafft strenge Mannszucht, was bei der bunt zusammengewürfelten Menge der Soldaten nicht leicht war. Die vielen Strapazen und nicht selten der Mangel an den notwendigsten Lebensbedürfnissen machten die Soldaten verdrißlich und unbotmäßig. Freund und Feind überbot sich im Rauben und Plündern, mit jedem Tag steigerte sich die fast allgemeine Verwilderung der Gemüther. Landstreicher und Taugenichtse aus allen Ländern, Gauner, dem Zuchthaus entsprungene Diebe und Mörder ließen sich anwerben, manches Bauerlein, das seine Tränen an der Blut seiner verbrannten Hütte getrocknet hatte, stellte sich ein in der Absicht, Erlös für seine verlorene Habe zu erbeuten. Dem Bauer folgte mit dem gleichen Vorsatz der Knecht. Die Führer dieser Räuberbanden übertrafen nicht selten an Raubabsicht noch ihre Untergebenen oder mußten, wenn auch dies nicht der Fall war, doch aller Gewalttätigkeit durch die Finger sehen, weil sie meist außerstand waren, die nötigen Bedürfnisse ihrer Mannschafft zu decken.

Die Größe der Erpressungen der Heere im Feindesland zeigt unter anderm auch der Aufwand an Lebensmitteln, die täglich in die Küche des kaiserlichen Oberfeldherrn Waldstein geliefert werden mußten. Ein Provisionszettel auf J. J. Durchlaucht Küchen für einen Tag schrieb vor für 800 Personen: 2 gute Ochsen, 20 Hammel, 10 Hauer, 4 Kälber, 1 gutes Schwein, 2 Seiten Speck, 1 Tonne Butter, ¼ Tonne eingefalzene Butter, ¼ Tonne Salz, 40 junge Hühner, 15 alte Hühner, 4 italienische Gähnen, 12 Gänse, 6 Schod frische Eier, 70 Maas Milch, 600 Laiblein Weißbrod, 400 Laiblein Roggenbrod, Weizmehl, Bier, Rheinwein, Frankenwein, Weinessig, Bieressig, Safran, Pfeffer, Ingwer, Nägelein, Zimmel, Muskatblüt, Muskatnüsse, Reis, Mandeln, Spinellen, Weinbeerte, Rosinen, Citronen, Citronat, Oliven, Capern, Baumöl, Zucker, Wachslichter, Seife, Stärke, Citronen, Pomeranzen, Tafelpfefferkuchen, Nürnberger Lebzellen, Konfekt und Gartengewächse.

1632 wurden die Kriegsnöte für Villingen größer. Die Schweden drangen west- und südwärts in Deutschland vorwärts. Gustav Adolf wendete sich nach Bayern, ein anderer Teil seines Kriegsvolkes bemächtigte sich Oberschwabens. Meersburg, Sollem, Heiligenberg mußten sich von der Plünderung loskaufen, Neufnach und Winemmenhausen wurden verbrannt. Ueberlingen zur Uebergabe aufgefordert, öffnete seine Tore. Herzog Julius Friedrich von Württemberg schloß sich dem Schwedenkönig an. Villingen blieb dem Kaiser und der katholischen Religion treu. Die Württemberger verstärkten „zum Schutz ihrer Grenzen“ die Besatzungen in St. Georgen und legten auch Truppen nach Peterszell und Mönchweiler. Als die Mönchweiler den Villingern drohten: „Villingen müsse in drei Tagen schwedisch sein“, wurden sie von dem Obertorhüter „mit Schlägen gar übel traktiert“. Ein Streit mit der 10 000 Mann starken Heeresmacht des Königs wurde glücklich abgewendet. Im Herbst wollte Herzog Julius Villingen unter seinen Schutz stellen lassen. Als aber am 14. Oktober der Obrist Rau mit seinen 10 000 Mann vor der Stadt erschien und Einlaß begehrte, antworteten ihm die Villingen, daß sie mit der Regierung in Stuttgart selbst verhandeln

wollten; im stillen hofften sie jedoch auf Oesterreichs Hilfe. Abgeordnete der Bünde machten sich auf den Weg nach Breisach, um schnelle Unterstützung von der österreichischen Regierung zu erbitten. Am 7. November kam dann auch der ritterliche Obristleutnant Hans Bernharr Neßcher mit einer Mannschaft und vereidigte die Bürger, die Stadt zu verteidigen. Auf diese Kunde hin schickte Rau, dessen Hauptquartier in Radolfzell war, neue Truppen nach St. Georgen, Peterzell und Mönchweiler. Gegen deren Raubzüge ging Neßcher erfolgreich vor, konnte jedoch die Plünderung von Ober- und Unterkirnach, Schabenhäusen und Fischbach nicht verhindern.

Das Jahr 1633 zeigte den Mut des Billinger Kommandanten Neßcher im schönsten Licht. Von Feldmarschall Horn, der nach Brandschabung Freiburgs von Bräunlingen her heranrückte, und von dem württembergischen Landhofmeister Pleißert von Helmstatt zur Uebergabe aufgefordert, erwiderte Neßcher beiderseits ablehnend. Zum Glück zog Horn bald wieder ab, und im Kampf mit den Württembergern blieb Billingen nach starker Beschädigung durch „Granaten bis zu 100 Pfund“, zumal auch ein kaiserliches Heer sich bei Tuttlingen zeigte, Sieger. Auf der Versammlung in Heilbronn, eröffnet am 18. März, erhielt der bisherige Administrator Württembergs, Herzog Julius Friedrich, vom schwedischen Kanzler Axel Oxenstirn ein eigenes Ländchen, wozu auch Billingen gehörte. Die Württemberger zogen also von neuem auf, und zum Unglück wurde in dieser kritischen Zeit Bernharr Neßcher nach Breisach abberufen. Dadurch waren die Württemberger dreifach geworden und näher gerückt; es begann nun ein wechselndes Plündern der umliegenden Ortschaften. Von seinem Rottweiler Hauptquartier aus forderte Oberst Rau die Stadt zur Uebergabe auf. Billingen blieb unerschüttert standhaft, auch als nach heftigen Kämpfen und schweren Entbehrungen Herzog Eberhard im August nochmals zur Uebergabe aufforderte. Nun begann eine hartnäckige Belagerung, im September wurde der Sturm abgewehrt, selbst Weiber beteiligten sich mit Steinen, Hiemenkörben und heißem Wasser an dem Kampf. An Stelle Raus, zu dessen Tüchtigkeit man kein Vertrauen mehr hatte, wurde später der schwedische Obrist Martin von Degenfeld gewählt, der die Stadt mit einer zweiten, jedoch ebenso erfolglosen Belagerung heimsuchte.

1634 hatte die Umgebung Billingens durch französisches und schwedisches Kriegsvolk zu leiden, viele Dörfer wurden geplündert. In der Stadt selbst war ein bedauernswerter Hunger und Zwispalt unter der Besatzung, die Vorräte der Pulvermacher erschöpft, und eine neue Belagerung stand zu fürchten. Feldmarschall Horn hatte sich nämlich nach der Eroberung von Biberach, Rempfen und Memmingen nach Ueberlingen gewandt und wollte „nachgehends dem Herzog von Württemberg das höchst schädliche Nest Billingen übermeistern helfen“. Wegen des herzhafsten Widerstandes der Reichsstadt Ueberlingen mußte er jedoch die angedrohte „Bemeisterung“ hinausschieben. Dafür lagerte nun der Obrist Gassion vor der Stadt. Der wollte durch eine künstliche Anschwellung des Briglusses Billingen durch Wasser ganz absperrn. In dieser kritischen Lage beruhigte Markgraf Wilhelm von Baden den Magistrat mit der Aussicht auf die aus Italien herbeirückende spanische Hilfe, auch Neßcher mahnte von Breisach aus zur Standhaftigkeit: qui perseveraverit usque ad finem, hic beatus erit. Trotz mannigfacher Ausfälle der Besatzung ließ sich Gassion nicht vom Dammbau abbringen. Da kam die Lage auf dem großen Kriegsschauplatz zu Hilfe: bei Nördlingen wurden am 6. und 7. September die Schweden geschlagen. Bestürzt dadurch befahl Herzog Eberhard, nunmehr zur Sicherung seiner Leute die Belagerung von Billingen aufzuheben und endlich selbst zur Rettung seiner Person in großer Eile nach Straßburg. Der Damm wurde bald darauf unter Mithilfe der umliegenden Dörfer abgetragen.

Im spanischen Erbfolgekrieg rückte Marschall Villars von Wolfach über die Sommerau nach Billingen. Als der Kommandant der Stadt, Obrist Freiherr von Wilstorff, am 5. Mai 1703 eine Aufforderung des französischen Marschalls, Proviant und Fourrage zu liefern, ablehnte, beschossen die Franzosen die Stadt mit Karthäusen. Am Mittag erging eine zweite Aufforderung zur Uebergabe an die Stadt und es wurde dem Kommandanten bedeutet, „daß es nicht Kriegsgebrauch wäre, ein so elendes Loch gegen eine Armee von 40000 Mann zu beschießen“. Die Bürgerschaft bestand jedoch weiterhin auf Verteidigung, und so wurde die Stadt nachmittags aus zehn großen Stücken mit glühenden Kugeln beschossen. Am folgenden Tag marschierte die ganze Armee nach Tuttlingen und vereinigte sich dort mit den Bayern, die über die Iller in Württemberg eingedrungen waren.

Auch in der neuen schweren Belagerung im Juli desselben Jahres durch Tallard blieb Billingen Sieger. Wieder kam ein glücklicher Zufall der Stadt zu Hilfe. Tallard mußte dem Kurfürsten nach Bayern zu Hilfe eilen und konnte sich mit der Belagerung Billingens nicht mehr lange aufhalten. Inzwischen war Prinz Eugen von Rastatt her zum Entsatz herbeigeeilt. Am 23. Juli ritt er in Begleitung seines Stabes zum oberen Tore in die Stadt ein, beschäftigte die Dreschen und lobte die Tapferkeit und Treue der Bürger. Auf die Frage, welche Gnade er von Sr. kaiserlichen Majestät für ein solches Wohlverhalten sich erbitten solle, antworteten ihm die Herren der Stadt: „drei B. B. B., d. i. Brod, Pulver und Blei, was auch zugesagt und etliche Tage nachher alle drei Stück in einer guten Zahl anher geschickt worden.“ Prinz Eugen verließ nachmittags die Stadt und verfolgte Tallard.

1744 rückte der französische Marschall Belleisle vor die Stadt. Billingen hatte vergebens in Freiburg um Hilfe gebeten. „Mit größtem Herzenleid wurde das Tor geöffnet.“ Die französische Besatzung blieb bis Ende April 1745. Sämtliche Geschütze und sonstiges Kriegsmaterial wurden fortgeschafft und nach Straßburg verbracht. Durch den Frieden zu Füssen am 22. April 1745 fiel Billingen wieder an Maria Theresia, seine vielgeliebte Fürstin; große Festlichkeiten begleiteten den Tag und nicht enden wollte der Jubel, als bald darauf deren Gemahl, Franz Joseph, Großherzog von Toskana, zum Kaiser erwählt wurde.

Schwestern.

Dem Leben abgequadt von
Alban Dreisgauer, Karlsruhe.

Schon seit Jahren war man in der Familie des Herrn Kanzleirat Treupflicht gewohnt, von Mimi, dem Nesthäkchen, regiert zu werden. Zwar war dieses Häkchen mit der Zeit zu einem niedlichen, liebreizenden, aber doch in vieler Hinsicht starken, fast zwanzigjährigen Haken herangewachsen, immer noch in kindlicher Freude an der nun einmal angeetretenen besonderen Stellung in der Familie als Nachkömmling festhaltend. Und an den dieser Vorzugsstellung von Natur her anhaftenden verbrieften Vorrechten ebenfalls.

Groß geworden ohne jede weitere jüngere Konkurrenz, genoz Mimi, im Vergleiche zu ihren älteren Schwestern, ein herrliches, ungetrübtetes Dasein. Und wenn in den nun schon einige Zeit zurückliegenden Jahren zwar nicht zu oft, aber doch manchesmal, die Zensuren der Lehrer dieser jungen Großstadt-Pflanze nicht gerade hoffnungsvolle Schlüsse für eine erfolgreiche Zukunft zuließen, so war daran nichts anderes schuld, als das auch in den besten „Höheren“ Mädchenschulen geübte System. Wie hätte man Mimi selbst, die immer zart und kränklich war, aus dergleichen miltigen Beurteilungen einen Vorwurf zu machen gewagt. Auch hierin war ein gewisser Gegensatz mit den Schwestern zu beobachten.

Niemand aber von den maßgeblichen Eltern, weder Herr noch Frau Rat, fanden in dieser Art Erziehung und ewiger Vergebung einen Unterschied zu der früher geübten Methode an den älteren Schwestern. Auch Fräulein Mimi fand es selbstverständlich, daß man mit ihrem stets etwas leidenden Zustande in jeder Hinsicht die nötige Rücksicht übte.

Daß Mimi auch in den häuslichen Arbeiten geschont werden mußte, war allen klar, wenn man sie nicht in jeder besseren Jahreszeit einmal in die notwendige Erholung aufs Land schicken wollte. Und dies konnte der kanzleirätliche Geldbeutel des Herrn Papa auf die Dauer nicht aushalten, insbesondere, als Sophie und Käthe doch auch noch da waren.

Gewiß hätte sich ein gelegentlicher Freier vor allem zu Sophie, einer heiteren, arbeitsfrohen und — im Gegensatz zur ganzen Familie — geselligen Natur, am ehesten hingezogen gefühlt, wenn sich einer auch nur in der Nähe hätte blicken lassen. Aber niemand bemerkte je dergleichen männliche Schwärmer, weder zur lustigen Maienzeit, noch in den Tagen der Rosen, vom schneeigen Winter ganz zu schweigen.

Man vermehrte aber bis jetzt auch nie dergleichen aufergewöhnliche Erscheinungen, war vielmehr froh, nicht wie Bekannte oder Freundinnen in ähnliche Aberrationen zu verfallen.

Sollte aber in stillstem Herzenswinkel doch ein Fünkchen junger Liebe aufgeglüht sein, so erstickte es Herr Rat gewaltjam mit Worten, die wohl ein besorgtes Vaterherz ehren, einem liebesdürstigen jungen Menschenkind aber wehe tun mußten.

„Kinder,“ meinte alsdann Herr Treupflicht, „macht den dummen Streich nicht; es reut Euch Euer ganzes Leben!“

Trotz dieser herben Kritik mußten wir die Ehe des Herrn Kanzleirat mit Frau Walburga, geborenen Rheiner, doch als eine im Durchschnitt glückliche bezeichnen. Abgesehen von den vielerlei Meinungsverschiedenheiten in bezug auf Mimis Erziehung, war auch Frau Walburga mit dieser Zensur einverstanden.

Sophie und Käthe ergriffen im Zeitalter der Frauenemanzipation schon frühe einen Beruf, während der Liebling Mimi sich schonend auf den schweren Dienst einer Privatiere mit emsiger Gewissenhaftigkeit vorzubereiten begann, da sich sonst keine Beschäftigung fand, die ihrer Anlage oder Neigung mehr zugefagt hätte.

Diese Aussicht hätte eigentlich Herrn Rats Stassenverhältnisse schwer belasten müssen, vielleicht in eine allzufrühe Katastrophe geführt; aber in seiner großen Liebe zum „Kind“ ward sich die sorgende Vaterseele dessen gar nicht bewußt.

So erwuchs die Drohne im Arbeitsstaate der Familie Treupflicht zum Sorgenkinde heran und kam als solches bis heute noch nicht aus den besagten „Kinderjahren“ heraus. Wäre wohl noch länger, vielleicht auf Lebensdauer, darin festsitzen geblieben, wenn sich nicht ein bislang fremdes Ereignis in Gestalt eines Bewerbers eingestellt hätte.

Um jedes Mißverständnis von vornherein unmöglich zu machen, sei gleich hinzugesagt, daß diesen Jüngling ein zartes Schenken zwar nicht nach dem „Kinde“, vielmehr nach seiner Kollegin Sophie ergriff, was ebenso selbstverständlich, als heutigen-tags auch ganz natürlich ist.

In solch außergewöhnlichen Dingen völlig unerfahren und ratlos, wandte sich Sophie des Abends vor dem Einschlafen an das „Kind“, um schweizerischen Rat zu holen. Man kam überein, vorerst das nette Geheimnis nicht preiszugeben. Auffallend oft jedoch frag Mimi, das Kind, draußen in der Küche die sich abradende, sorgende Mutter nach Einkäufen und anderen leichten Besorgungen. So kam es, daß des Jünglings zarte Schwäche auf einmal drei Frauenherzen glücklich machte: Ehrens halber sei Frau Rat im voraus genannt, die ob des neuerwachten Pflichteifers ihres „Lieblings“ erfreut war; Mimi alsdann, weil sie an der stillen Liebe ihrer um fünf Jahre älteren Schwester Sophie heimlich teilhaben durfte und bei Sophie war es eine Selbstverständlichkeit, für die kein weiterer Beweis anzutreten notwendig ist.

In stiller Zurückgezogenheit jedoch sorgte sich die peinlich beobachtende Käthe, um die Wesensveränderung ihrer Geschwister. Ihr scharfer Blick verriet ihr bald das Neue, was ihre Schwester Sophie so befangen hielt. Daß Fräulein Mimi, das Kind, mitschwärmte, war ihr recht, hatte durch deren Allgegenwart Sophie doch eine nur zu getreue Beschützerin in allen Gefahren und Erlebnissen, denen sie nun entgegengehen mußte.

„Heute abend geht Eberhard mit mir ins Theater,“ raunte des Mittags die übergelächelte Sophie dem Kinde zu.

„Gelt, Sorge ein wenig, daß Mutter uns gehen läßt; ich komme pünktlich zum Abendtisch!“ Damit eilte die glückliche Sophie ihrem Kontore und dem dort sehnlichst wartenden Eberhard zu.

So zogen die drei Glücklichen fast allwöchentlich zum Musentempel, was einerseits dem Liebhaber viele herrliche Marktscheine kostete, den Damen aber manch heitere Stunden einbrachte. Besonders freute man sich auf den Heimweg durch die sternstimmenden Frühlingsnächte. Da wanderte nun Eberhard, von zwei Seiten umkost, mit seinen Damen bis vor das Städtchen hinaus zu Kanzleirats schmuckem Landhaus. Was schadete es ihm auch, wenn er nach glücklich erreichtem Ziele nochmals eine weitere Stunde zur Heimkehr brauchte, da das Schicksal ihm im entgegengesetzten Stadtteil die Herberge aufgeschlagen hatte?

Eines Tages erkrankte Sophie an Ueberanstrengung im Dienste und mußte auf Wochen zu Hause bleiben.

Mimi wurde zum Geschäft geschickt, die Schwester zu entschuldigen. Eberhard, zufällig allein im Kontore, begrüßte Fräulein Mimi aufs herzlichste, war anfänglich recht erchröden, als er von des Arztes Weisung hörte und bat das Kind, ihm doch täglich Nachricht zu vermitteln. Dann las er Sophies Brieflein. Es war nur kurz und dessen unsichere Schriftzüge verrieten die bereits zum Ausdruck gekommene nervöse Abspannung. Es lautete:

Herzliebster Eberhard!

Nach kurzem Glücke droht unserer jungen Liebe eine erste harte Probe. Du weißt ja, wie schwer ich in den letzten Wochen arbeitete; aber heute geht es nicht mehr. Der Arzt spricht von sechs Wochen Ruhe. Das bedeutet für mich nichts Geringeres, als sechs mal sieben Tage Entfagung alles dessen, was mir in den wenigen Monaten so unendlich teuer wurde. So muß ich denn für diese böse Zeit auch Dich noch entbehren und Deine lieben Worte. Ich werde diese Trennung aber als eine uns auferlegte Prüfungs- und Läuterungszeit betrachten und habe ja jetzt Ruhe genug, mir wegen unserer Zukunft und allen damit zusammenhängenden Fragen Klarheit zu verschaffen. Auch Dir, mein Liebster, möchte ich raten, gehe in Dich, prüfe Dein Herz, wie ich das meine täglich von neuem befragen werde, ob es recht spricht oder mir nur Gefühle vorgaukelt, die mir angenehm dünken, weil ich sie so und nicht anders wünsche. Gerne will ich Dir täglich Mimi schicken! Sie soll Dir, mein Guter, berichten, wie es mir geht und auch mir alsdann erzählen, was Du, Geliebter, erlebst, gedacht und gestritten hast. So wünsche ich nur, täglich viel von Dir zu erfahren, bis ich — endlich, nach dieser grausamen Trennung, Dir selbst wieder sagen kann, wie lieb Dich hat

Deine Sophie.

Somit machte Sophie in ihrem Schmerze um die künftig zu vertierenden Maientage aus der Not eine Tugend und pries das Schicksal um diesen günstigen Einsall. Jetzt mußte es sich ja erweisen, ob Eberhard sich ihrer würdig erwies, und Mimi würde schon dafür sorgen, daß seine Gefühle für sie nicht so bald wieder einschlummerten.

Mit diesem Troste tat Sophie den ersten zur baldigen Genesung beitragenden ruhigen Schlaf nach all den vorausgegangen nächtlichen Ueberstunden, die sie so rasch zusammenklappen ließen.

So kam's, daß Mimi und Eberhard sich Tag für Tag sahen. Das frische Mädchen schien ihm zu gefallen. Schon am dritten Tage stellte der treulose Eberhard Vergleiche an. Er fand, daß Sophie schon alterte, ihre Haut bereits in der staubigen Kontorluft welkte und Mimi viel frischer, lustiger und in mancherlei Lebensfragen noch in einer merkwürdigen Naivität dahinglebte.

Während Sophie zu Hause neben den bitteren Tropfen des Arztes auch noch die sauren Pillen der Erkenntnis dieses drohenden Unheiles schluckte, das sie aus den immer kürzer werdenden Trostworten ihres Eberhard mit weiblicher Schläue herauslas, unterhielt sich das Kind gar manch unnötig Viertelstündchen mit

diesem neuen Freunde, den sie als einen ganz netten und gebildeten, lebensfrohen Menschen täglich besser kennen lernte.

Es spielte das Kätzlein mit der Maus. Denn, was nun anhub, bedeutete der ehrfamen Jungfrau Mimi nichts anderes, als ein neues, sehr unterhaltames und manchmal sogar ziemlich an- und aufregendes Spiel.

Sie dachte keineswegs in ihrer kindlichen Unerfahrenheit an den Ernst, der schließlich meist in solchen Fällen aus dem Spiel, den Tändeleien hervorwuchs, wie die Feuerlobe aus der Strohfamme.

Da nur „gebrannte“ Kinder das Feuer fürchten, lag für die täglich liebreizender werdende Mimi kein Anlaß vor, diesem unterhaltamen Freunde abzusagen, wenn ihn ihr „Zauber“ mitunter soweit hinriß, daß Eberhard nicht mehr umhin konnte, das Kind zu einem kurzen abendlichen Spaziergange zu bitten.

So wandelten die Vermessenen manch Viertelstündchen unter den hellerleuchteten Fenstern Sophies in kindlichem Vergnügen auf und ab, während Sophie in Fieberschauern und stillem Schmerze droben ahnte, was einige Stockwerke tiefer sich auf der Straße abspielte.

So verrann die Zeit der ersten jungen Liebe bei Anseltschlag und Blätterrauschen zumeist in ungestörter Zweifamkeit auf einem der vielen niedlichen Ruheplätzchen des nahegelegenen städtischen Gartens, allwo das „Kind“ in seiner Unbefangtheit, aber nichts desto weniger glücklich, sich huldigende Verehrungen ihres Freundes gefallen ließ, während Sophie unterdessen sich so weit erholt hatte, daß sie in stiller Sehnsucht einem ersten Beisammensein mit Eberhard entgegenzitterte.

Oder sollten sich ihre Ahnungen bestätigen? Seit Wochen schon empfing sie auf alle ihre Fragen vom „Kinde“ nur ganz unbefriedigenden Bescheid. Hochrot und mit ungewohnter Eile schlüpfte Mimi des Abends in ihre Kissen, drehte sich um und überhörte schon bald die neugierigen Fragen ihrer im Stillen besorgten Schwester. Mimi liebte, war wieder einmal glücklich und zufrieden mit ihrem Vorse, über dessen Ausgang sie sich keinerlei Sorgen machte, so wenig wie über Sophie.

So wandelten beide Arm in Arm wieder am freundlichen Sonntagmorgen gewohnte Pfade dahin, als sie mit Schrecken am andern Ende des Weges Herrn und Frau Rat mit den Geschwistern auftauchen sahen. Ein Ausweichen war unmöglich. Zu beiden Seiten des Weges umstand hohes Buchsgekräuch die Einfriedigung ohne jegliche Unterbrechung; dahinter aber quakten Frösche ihren Frühlingsgesang in einem seichten Teiche, der mit bunten Seerosen und Schwertlilien dem satten Auge eine freudige Abwechslung bot. Da war ein Entrinnen schwer, wollten die beiden jugendlichen Toren nicht geradewegs ins Wasser springen. Dazu aber dachte sie das Leben doch noch zu schön und lebenswert. Nein; gerade auf die unvermeidliche Entscheidung zu, nachdem man sie nun ertappt hatte!

Wie war Sophie erfreut, auf ihrem ersten Spaziergang (wohl durch Mimis Fügung) mit Eberhard zusammenzutreffen. Man traf sich, grüßte, kielte vor: Bis die ahnungslosen Eltern aber recht den Sachverhalt erkannten, nahm Mimi, das Kind, allen verfügbaren Mut zusammen und erklärte:

„Verzeiht bitte, daß ich Euch heute morgen nicht jagte, wohin ich gehe. Ich hatte mich mit Eberhard, meinem Freunde, hier zu einem Spaziergang versprochen: und soeben verlobt!“ Sophie sah den Weiden an, was während ihrer Krankheit sich vollzogen; kalt überdauerte sie ein Frösteln durch den ganzen Körper, steigende Pulse aber trieben ihr sogleich wieder alle Blut ins sahle Gesicht und — ehe man sich recht versah — sank das arme Weib ohnmächtig in sich zusammen. Man war bestürzt. Eberhard eilte nach einem Wagen dem nahen Ausgange zu, Mimi nähte ihr Taschentuch am Wasser, während Frau Rat und Käthe in banger Sorge sich um die reglose Sophie kümmerten. Papa Treupflicht aber weiterte, so sehr er konnte, über die hiruverbrannte Idee dieses ganz ungewohnten und für Sophies Zustand zu anstrengenden Spazierganges. Keines beachtete das herrliche Lied der Drossel im Busche, niemand sah die neugierigen Zuschauer am gegenüberliegenden Wege. So brachte man Sophie nach Hause... Während draußen im Speisezimmer die geschmeichelten Eltern das zarte Brautglück ihrer Jüngsten mit Eberhard bei einem Glase zarte schäumenden, gut abgelagerten Obstweines feierten, kühlte die barmherzige Käthe die heiße Stirn ihrer armen Schwester Sophie mit nassen Tüchern. Ihr allein schien der Zusammenhang klar zu werden. Sie konnte nicht teilhaben an der zweifelhaften Freude der stolzen Mimi. Des Herrn Treupflicht feurige Ansprache aber klang herüber bis in die stille Krankenzimbe Sophies, die in wohlthätigem Schlummer glücklicherweise überhörte, was der liebe Papa vom Kinde und seinem endlich gefundenen Glücke behauptete.

Merkwürdig aber klangen Käthe ihres Vaters Schlussworte in dem Herzen nach, als er meinte: „Ja, meine lieben glücklichen Kinder, das sei dem Herrn gedankt, daß er alles so schön gefügt. Er, der die Vögel des Himmels speist und ihren Durst stillt, er hat auch dir zu deinem Glücke geholfen, liebes Kind, hat auch dich nicht vergessen!“ Ehrlichen Herzens aber, wie Käthe immer war, übersehte sich deren Seele zu ihrer und der so schwergeprüften Sophie Trost des Vaters stolze Worte also: „Sie säen nicht und ernten nicht und der Vater im Himmel nährt sie doch!“ Traurigen Herzens ging sie, ein neues, kühlendes Tuch vom Eise zu holen. Still schlummerte Sophie!

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unberlangte Verantwortlicher Leiter: Gustav Rebert. — Druck und Verlag

Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. der C. F. Müllerischen Hofbuchhandlung m. S. S.